

## Füße auf weiten Raum

Predigt zu Gen 8,18-22; 9,12-15

Ökumenischer Semestereröffnungsgottesdienst am 29.10.2020

Liebe Gemeinde,

wir waren wohl etwas voreilig, als wir vor vier Wochen Motto und Text für heute Abend festgelegt haben: „Füße auf weitem Raum“ und dazu einen berühmten Text, der uns passend schien zu einem Neuaufbruch:

*Noah ging heraus aus der Arche mit seinen Söhnen und mit seiner Frau und den Frauen seiner Söhne, dazu alles wilde Getier, alles Vieh, alle Vögel und alles Gewürm, das auf Erden kriecht; das ging aus der Arche, ein jedes mit seinesgleichen.*

*Noah aber baute dem HERRN einen Altar und nahm von allem reinen Vieh und von allen reinen Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altar. Und der HERR roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Und Gott sprach: Das ist das Zeichen des Bundes, den ich geschlossen habe zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier bei euch auf ewig: Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, dass ich Wetterwolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, dass hinfort keine Sintflut mehr komme, die alles Fleisch verderbe.*

Gen 8,18–22; 9,12–15

Wir waren wohl etwas voreilig, als wir ein „normales“ Wintersemester vor uns sahen in Hörsaal und Mensa, in Vorlesung und Seminar und Unigottesdienst, zurück in einer Wirklichkeit zum Anfassen und nicht nur zum Anschauen. Wir träumten davon, dass es wieder normal wäre, sich auf Fluren über den Weg zu laufen und nach der Vorlesung miteinander einen Kaffee zu trinken und Prüfungen gemeinsam vorzubereiten. Wir hofften, es käme nun der Auszug aus der Arche, in die wir zu unserem eigenen Schutz eingesperrt waren ... Heißt jetzt, da wir in Leipzig orange und in fast ganz Sachsen rot sehen, das Kommando: Alle zurück in die Arche, alle wieder in ihre Zimmer und vor die Bildschirme? Man kann es fraglos so empfinden, und so viel Ehrlichkeit muss sein: Das ist nicht der Semesterbeginn, den wir gerne hätten. Das ist nicht das Studium, das wir Ihnen, liebe Erstis, wünschen. Und das digitale Format, auf das wir nun erst einmal auch mit unseren Gottesdiensten umsteigen werden, ist nun wirklich kein Ersatz für reale Feiern in diesem wunderbaren Gebäude. Ja, das alles hat schon etwas von „zurück in die Arche“, und es gäbe wohl gute Gründe, einzustimmen in den herbstlichen Coronablues, der im Moment bleiern in der Luft hängt und fast noch ansteckender scheint als das Virus selbst.

Und nein, liebe Leute, ich glaube, so einfach ist es doch nicht, die Arche als Lockdown-Symbol und der Auszug aus ihr als befreiende Rückkehr zur Normalität. Zum einen übersieht das Ambivalenzen, die wohl schon die biblische Geschichte hat: Ob man eine Arche gern verlässt, hängt wesentlich davon ab, ob man Hirsch oder Holzwurm ist. Wer nicht ganz furchtlos ist, lebt definitiv ruhiger mit einem Rindvieh in der Nachbarkajüte als mit dem Löwen, der hinter dem nächsten Busch lauern kann. Und wie die Fortsetzung der Erzählung zeigt, kommt auch Familie Noah mit der neuen Freiheit denkbar schlecht zurecht.

Ich bin mir aber auch zunehmend unsicher, wohin unser Weg gerade führt: Tatsächlich zurück in die Arche, wieder eingesperrt um der Gesundheit willen? Man kann die Geschichte genauso gut

umgekehrt lesen, und so sagt sie mir inzwischen mehr: Nein, jetzt geht es heraus aus der Arche, heraus aus vielem, was uns vertraut und lieb ist und wir für normal halten, und hinein in eine neue Welt, die sich auch nach einem halben Jahr und einem ersten Online-Semester noch unvertraut anfühlt, hinein in eine Welt, in der man schon Acht aufeinander und auf sich selbst geben muss, hinein in ein Wintersemester mit ganz eigenen Herausforderungen.

Man muss das beileibe nicht alles gut finden. Aber es wäre doch unklug, das Gute am Schlechten zu übersehen. Wir haben an digitaler Kompetenz gewonnen. Wir, Studis wie Professoren, sind alle etwas fleißiger geworden in den zurückliegenden Monaten. Vor allem aber haben wir nach meiner Wahrnehmung an Sensibilität füreinander gewonnen. Es ist ja paradox: Wir sehen uns selten, wir tragen Masken, wir halten Abstand – und offenbar ist es gerade das, was den inneren Abstand verringert, Hierarchien zurückstellt, mehr vom Menschen zeigt. Manche Kontakte haben sich in den zurückliegenden Monaten in Freundschaften verwandelt. Es ist das Gute am Schlechten, dass wir dazu nun ein weiteres Semester herausgefordert werden: Dass wir gezwungen werden, selbstverständliches Nebeneinander in ein engagiertes Füreinander zu übersetzen, verordnete Kontaktbeschränkungen in ehrliche Kontaktvertiefungen umzuwandeln und dabei jene nicht aus dem Blick zu verlieren, die in diesen Wochen leise werden und sich zurückziehen.

Auch als Kirche fordert uns die Lage fraglos heraus. Die Arche ist uns ja nicht nur als biblisches Motiv vertrautes Terrain. Als vom Artensterben bedrohte Spezies haben wir manchmal die fatale Tendenz zum Rückzug in unsere kirchliche Privatarche, in der wir unter uns sind, unsere eigene Sprache sprechen und uns mit uns selbst beschäftigen. Das könnte das Gute an der schlechten Situation sein, das wir gezwungen sind, von Bord zu gehen, bevor wir noch anfangen, die Kajüten zu tapezieren, dass wir dort unseren Ort suchen, wohin wir als Christen gesandt sind: Mitten im weiten Raum der Welt, mitten in Stadt und Universität, in den kommenden Wochen mitten im Internet – und nah an der Seite der Menschen, denen die Pandemie den Boden unter den Füßen wegzieht.

Liebe Gemeinde,

ob Noah freiwillig von Bord der Arche ging, wird nicht überliefert. Ob sein Opfer ein Dankopfer war oder eher eine Beschwörung des Himmels, um in einer unwirtlichen Natur überleben zu können: Wir wissen es nicht. Dem einen wie dem anderen, dem Welteroberer wie dem Ängstlichen, gilt gleichermaßen Gottes Zusage: Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Das etabliert einen Takt, der sich durch keine Nachrichten und keine Corona-Ampeln aus der Ruhe bringen lässt. Das macht für Noah und alle seine Nachkommen aus einem Hochrisikogebiet bewohnbares Land. Und das stellt selbst in einer unwirtlich wirkenden Landschaft unsere Füße auf weiten Raum.

Lasst uns beherzt hineingehen. Lasst uns dieses Wintersemester beginnen in der Erwartung, dass wir nicht nur Wissen und Kompetenzen erwerben, sondern Menschen neu kennenlernen. Lasst uns in den November mit allen gestern angekündigten Einschränkungen gehen im Vertrauen darauf, dass das Leben durch alle Ritzen eines neuen Lockdown dringen wird. Lasst uns als Universitätsgemeinde nie vergessen, dass Gottes Regenbogen weiter reicht als die vier Wände dieses Baus, dass Gottes Herz mitten in der Welt schlägt. Und lasst uns Acht haben aufeinander, damit alle gut durch das Wintersemester kommen.

*Frank M. Lütze*